



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1858.

Erster Band.

B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1 8 5 8.

Erster Band.

J a n n a r b i s J u n i.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1858.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 1. —

1. Januar 1858.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Bürger und Hölty. Von Hermann Warggraff. — Die Natur der Erde im Großen und Ganzen betrachtet. Von Heinrich Wasm. — Neuere Romanliteratur. — Zwei Briefe von Goethe. Von Bernhard Rudolf Uebeln. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Bürger und Hölty.

Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Von Heinrich Pröhle. Leipzig, G. Mayer. 1856. Gr. 8. 18 Ngr.

Gebichte von Ludwig Heinrich Christoph Hölty. Erste vollständige Ausgabe mit erweiterten biographischen Nachrichten literarisch-kritisch eingeleitet von Friedrich Voigts. Mit des Dichters Porträt in Stahlstich, einer Ansicht der Nikolaiskapelle vor Hannover und einem Facsimile. Hannover, Meyer. 1858. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei hervorragende Genossen des Göttinger Dichterbundes sind in letzter Zeit im Gedächtniß des Publicums gepflegt und seiner erneuerten Theilnahme empfohlen worden: Bürger durch eine dankenswerthe Monographie Heinrich Pröhle's und Hölty durch eine neue, von Friedrich Voigts besorgte, gereinigte und vermehrte Ausgabe seiner Gedichte.

Eine literarhistorische Abhandlung über die beiden Dichter und den Göttinger Dichterbund, der eine so eigenartige und einflussreiche Erscheinung in der deutschen Literatur bildet, können wir hier nicht geben; wir verweisen deshalb vielmehr auf Prus' 1841 erschienenen werthvollen Aufsatz „Der Göttinger Dichterbund“ und bitten uns nur im Allgemeinen auf die Bemerkungen zu achten, daß Bürger wenigstens im Gebiete der Lyrik und Hölty noch im Gebiete der Ballade mit den beiden Dichtern, die wir unsere größten nennen, mit Goethe und Schiller rivalisirt, daß er ihnen den Weg ebnete, auf dem sie weiter schritten, daß, was auf volkstümliche Wirkung bei uns Anspruch machen will, sich mehr oder weniger an Bürger'sche Darstellungs- und Darstellungsweise anlehnen wird, und daß die Lyrik, wie sie die zarteren Regungen des Gemüths und die vorzüglichsten Vorgänge des Seelenlebens, namentlich die episch-epigrammatisch-elegischen abspiegelt, in stärkerem oder schwächerem Grade, in vielleicht nur leise nachzitternden und dem feinem Gehör vernehmbaren Accorden an die Bürger'sche Gesangsweise erinnern wird. Es ist bekannt,

und seine ersten Gedichte beweisen es, daß sich der tief innerliche, zuletzt sich in sich selbst zerwühlende und auflösende Nikolaus Lenau an Hölty heranzubilden, wofür er ihm zum Dank die gefühlvolle sapphische Ode „Am Grabe Hölty's“ nachsang, die wir in der vorliegenden neuen Ausgabe der Hölty'schen Gedichte abgedruckt finden, und gerade aus denjenigen Liedern Nikolaus Lenau's, in denen sich sein eigentliches Gemüthsleben am tiefsten abschattete, wie in den „Schilfliedern“, wird man noch leise Anklänge an die Hölty'sche Weise heraushören. Beide, Hölty und Bürger, brachten das Recht der Subjectivität im Liede wieder zur Geltung und besonders Bürger liebte es bis zur Indiscretion, die freilich nur ihm schadete, sein ganzes Ich in seinen Liedern zu offenbaren und selbst bloßzustellen. Wenn er mitunter auch demüthig an seine Brust schlug und mit stolzer Bescheidenheit bedauerte, „daß seine Palmen Keime eines bessern Lenzes werth gestorben seien“, so hatte doch Keiner ein so hohes Bewußtsein von seinem Berufe als Dichter wie Bürger, und Keiner hat wol so viel beigetragen als er, auch in andern mittelmäßigen Dichtern das gleiche traditionell gewordene Souveränitätsgefühl zu entzünden, womit man auf seine Rechte als die eines gottbegnadeten Poeten pocht. Dennoch hatte auch dieses Selbstbewußtsein seinen Werth, denn es hob den Dichtern jener Zeit die Schwingen und spornte sie zu den unerhörtesten Anstrengungen; das schüchterne, oft fast bettelhafte und bedientenmäßige Wesen, welches bis dahin den deutschen Poeten so häufig angeklebt hatte, verschwand, das Publicum, welches sich durch ein selbstbewußtes Auftreten immer leicht imponiren läßt, fing an auch auf die Personen seiner Dichter etwas zu geben, und die Vornehmen und Fürsten beugten sich der neuen Thatsache, daß, nach Schiller's Ausspruch, der Dichter fortan „mit dem Könige zu gehen“ habe, weil beide „auf der Menschheit Höhen“ ständen. Für seine eigene Existenz hatte Bürger freilich keinen Gewinn davon, daß er die Souveräne-

tät des Poetenthums proclamirte, aber Andere hatten ihn und Begründeten einen stattlichen Mufenhof, während Bürger, vom Volk und von den Großen verlassen, abseits von der Heerstraße traurig verkümmerte.

Den höchsten Preis errang Bürger in der Ballade. Seine „Lenore“ war ein großer Erfolg, sie war ein epochemachendes Gedicht. Dichter besaßen wir diese Gattung gar nicht, außer in den halbverwehten Tönen der alten Volksballade, die aber häufig in bloße „Morithatensängerei“ ausartete. Daß Bürger die berühmte Percysche Sammlung altenglischer und altschottischer Balladen mächtig auf sich wirken ließ, thut hierbei nichts zur Sache; die „Lenore“ und einige andere Bürger'sche Balladen (während freilich andere nicht viel mehr als weiter ausgeführte Copien englischer Vorbilder sind) stehen als Originatdichtungen da, die keinen Vergleich zulassen. Goethe hat zwar den reinen Volkston im „König von Thule“, „Erlkönig“ u. s. w. besser getroffen; aber in der ihm eigenthümlichen Balladengattung, die Bürger schuf, ist dieser einzig und unerreicht geblieben. Gerwinus sagt von der „Lenore“, dieser trotz des zopfigen Schlußes wunderbaren Schöpfung:

Die erste Frucht seiner gesteigerten Stimmung war die „Lenore“, die berühmteste der Balladen, die Bürger berühmt gemacht haben, eben der Gattung, wo er am kühnsten, am übermüthigsten, am meisten dem blinden Zug des Genius überlassen und seiner Shakespeare'schen Natur und Utkraft nahe zu kommen scheint. Kein neuerer Dichter hat in diesem Zweige so anschaulich gemacht wie er, daß die Ballade die Anfänge der dramatischen Kunst gleichsam in sich schließt und in dem Wechsel der verschiedensten Leidenschaften und Regungen ihren Befehl folgt u. s. w.

Diese Bemerkung mag vollkommen richtig sein, bis auf den „blinden“ Zug des Genius, denn der Genius ist nicht blind, sondern hat immer offene Augen, selbst wo er sich in einen Abgrund stürzt. Nach Dörfler ist Bürger selbst von Goethe in der Ballade nicht übertroffen worden; denn nur Bürger, „wie er selbst die Untiefen des Lebens ausgemessen hat und zuletzt selbst von den dunkeln Leidenschaften verschlungen ist“, sei der Ballade recht auf den Grund gegangen. Was Schiller's Balladen betrifft, so verrathen sie, obschon einer ganz andern Sphäre angehörend, in der Structur und den ausführlichen Detailschilderungen ganz deutlich die Einwirkung des von Bürger erfundenen Balladengente.

Bürger führt uns in Tiefen, in die uns bis dahin noch kein deutscher Dichter geführt hatte; er erschließt uns ein Reich dämonischer Gewalten, das doch wieder kein anderes ist als das Reich der dämonischen Leidenschaften, welche die Seele des Menschen beherrschen und zerreissen. Bürger kannte die Gefahren dieser Leidenschaften, und so haben seine Balladen meist auch eine lehrreiche Tendenz. In dieser Hinsicht steht auch seine Ballade vom „Wilden Jäger“ sehr hoch. Die Doppelnatur und Zweitheiligkeit des Menschen, dem der gute Dämon der Vernunft warnend rechts und der böse der Leidenschaft hegend links zur Seite gehen, ist nie treffender und anschaulicher allegorisiert, nie eine populär-didaktische

tendenz so drastisch in Scene gesetzt worden. Mag auch die Vorstellung von den guten und bösen Engeln, welche den Menschen zur Seite stehen, weit verbreitet sein und sich auch im Morgenlande Anklänge daran vorfinden, so hat doch kein Dichter vor Bürger diese Vorstellungen in so plastischer, farbenreicher, überzeugender und dramatischer Weise zu veranschaulichen und zu verleblichen gewußt. Man sieht die beiden Reiter lebhaftig vor sich, den einen auf silberweißem, den andern auf feuerfarbenem Roß, den einen mit „mildem Frühlingsangeficht“, den andern „grau, dunkelgelb“. So ist auch der gespenstische Reiter, welcher Lenore aus dem Bett holt, im Grunde nichts weiter als eine Allegorie, als die Verkörperung des innern Strafgerichtes, welchem die vernunftlos sich verzehrende, bis zur Verleugnung Gottes sich steigende menschliche Leidenschaft verfallen. Indessen, wer denkt bei dem Lesen des Gedichtes an eine kalte Allegorie, wo sich Alles so plastisch, so dramatisch, so stürmisch lebendig vor uns entwickelt.

Wenn die romantische Schule, freilich mit Ausschließung der bei Bürger vorwaltenden lehrhaften Tendenzen, von diesem dämonischen, gespenstischen Zuge der Bürger'schen Balladenpoesie ohne Zweifel nicht unberührt blieb, so ist die Bürger'sche Form andererseits auf unsere vorzugsweise so genannten classischen Dichter nicht ohne Einfluß geblieben. Denn so mild, gespenstisch, herzzerstreuend der Inhalt seiner Balladen, so leidenschaftlich, oft bis zum Taumel sinnlich die Empfindung in manchen seiner Gedichte auch sein mag, so ist die Form doch stets correct und aufs äußerste gefeilt, und er gab damit ein Beispiel, das zu einer Zeit, wo die Sturm- und Drangdichter zum Theil die Form aufs heillosste verwahrlosten und die Sprache in Rohheit und Verwilderung zu stürzen drohten, sehr nöthig und gewiß nicht ohne Folgen war. Allerdings war Bürger nicht der einzige correcte Dichter seiner Zeit, es gab deren sogar sehr viele, aber er war unter denen, welche den Reim statt der antiken Versmaße anwandten, jedenfalls der bedeutendste, derjenige, der mit der Form nicht zugleich auch den Inhalt abseilte und selbst einen oft ziemlich incorrecten Inhalt in correcte Verse zu bringen wußte.

Hölty, den wir als Mitgenossen des Göttinger Dichterbundes neben ihn stellten, gehört ebenfalls zu den correctesten Dichtern nicht bloß seiner Zeit, sondern überhaupt. Die Form ist bei ihm fast ohne Ausnahme so reinlich wie der Inhalt; aber seine Sphäre war auch eine ganz andere. Das dämonisch Leidenschaftliche des Bürger'schen Wesens war ihm gänzlich fremd, die Ballade gelang ihm nicht, die zarte Elegie, das sanfte Lied um so besser. Weichheit, Melodie und Anmuth des Verses bis zur Glätte scheinen überhaupt den bessern niederdeutschen Dichtern eigen zu sein, man findet sie so gut bei Hölty und Bürger, wie bei dem spätem Ernst Schütze. Vielleicht sind die weichern Klänge des Plattdeutsch, das in ihren Umgebungen gesprochen wird, hierauf nicht ohne Einfluß. Der Wohlkaut in den Versen mancher süddeutschen Dichter mag voller, bräuschen-

der sein, aber er ist nicht so einschmeichelnd. Hohen Schwung und Originalität der Gedanken wird man bei diesen niederdeutschen Dichtern weniger suchen dürfen, um so mehr aber gesunden Verstand und Innigkeit und Einfachheit des Gefühls. Sie lieben daher auch nicht in pathetischen Bildern und Gleichnissen zu sprechen, sie ziehen vielmehr das Schlichte und die Simplicität jedem auffallenden Luxus vor. Dabei haben sie eine große Hinnneigung zur Schalkhaftigkeit, die sich sogar bei Hölty nicht selten verräth, und selbst zur Verbtheit, die bei Bürger häufig in Plumpheit und Gemeinheit übergeht, bei Hölty aber gar nicht zu finden ist, außer in den Parodien „Petrarchische Bettlerode“ und „Barden-gefang“, woran ihm wenigstens ein wesentlicher Antheil selbst schon von Voss zugeschrieben wird.

Nach diesen flüchtigen Bemerkungen gehen wir zu der Biographie Heinrich Pröhle's über Bürger über. Jene machen ebenso wenig Anspruch darauf, eine vollständige Charakteristik des Dichters der „Lenore“ zu sein, als die Pröhle'sche Schrift darauf Anspruch machen kann, eine vollständige Biographie des Dichters zu sein. Aber wol liefert sie schätzenswerthes Material zu einer solchen, vervollständigt viele empfindliche Lücken in den bisherigen Biographien, namentlich was des Dichters Jugend- und frühesten geistige Entwicklungsgeschichte betrifft, und berichtigt manche jener traditionellen Unwahrheiten und Märchen, wie sie über das Leben öffentlicher Personen und besonders Dichter umzulaufen pflegen und auch, bei aller innern Unwahrscheinlichkeit, auf Treue und Glauben angenommen werden. Wenn dabei allerdings sehr delicate Lebensverhältnisse zur Sprache kommen, so sind diese Enthüllungen doch nirgends so sehr gerechtfertigt oder entschuldigt als in einer Biographie Bürger's, der mit einer Offenheit ohne gleichen selbst die intimsten Verhältnisse wie das mit Mollz, welches einfach eine Verübung gegen das sechste Gebot war, vor der Welt bloßlegte. Sonst pflegt man von solchen Dingen so wenig als möglich öffentlich zu sprechen; Bürger aber trat dabei mit dem Anspruch auf, daß sich das Publicum dafür aufs lebhafteste interessiren, seine Schmerzen und Freuden mit durchempfinden und seine Liebesgeschichte einzig und allein von der poetischen Seite auffassen müsse. Auch verrecknete er sich nicht, und wenn etwas geeignet erscheint, seine Schuld in unsern Augen zu verringern, so ist es der Umstand, daß das Publicum in der That für Bürger und Mollz zu schwärmen begann wie für Abälard und Heloise, Petrarca und Laura. Wenn wir als Kritiker in dieser Weise, und zwar in ziemlichem wenn auch nicht vollständiger Uebereinstimmung mit Pröhle, über dieses Verhältniß sprechen, so verkennen wir doch das Verfälscherische nicht, welches für den Poeten bejuchts dichterischer Behandlung darin liegt, und wir begreifen vollkommen, daß Dto Müller die ganze Lebensgeschichte Bürger's, welche dieser selbst so beredt in ein poetisches Licht zu stellen wußte, in einem Roman behandelte, dem wir, was das rein poeti-

sche Element und die Innerlichkeit der Durchführung anlangt, immerhin einen der ersten Plätze in der neuern Romanliteratur anweisen dürfen. In das Verwerfungs-urtheil, welches Pröhle über Müller's Roman ausspricht, können wir nicht einstimmen, weil der sittliche Standpunkt bei der Beurtheilung poetischer Werke wol in Betracht kommen, aber doch sicherlich nicht der einzige sein darf, womit man sie mißt. Hierzu kommt, daß die Volksmeinung, die bis zu einem gewissen Grade doch immer respectirt werden muß, sich noch immer auf Bürger's Seite befindet, und allerdings lassen sich entschuldigende Motive für Bürger's Verhältniß mit Mollz wohl auffinden, die noch später zur Sprache gebracht werden sollen. Denn es ist nicht unser's Amts, summarisch zu richten und zu verurtheilen.

Heinrich Pröhle hat seiner Schrift als Vorrede eine längere Widmung an Julian Schmidt vorangestellt, worin es unter Andern heißt:

Während das Schriftchen noch lebhaft mich beschäftigte, zeigten Sie mir Ihre bevorstehende Verheirathung an mit einer jungen Dame aus der göttinger Gegend, in der Bürger seine Mollz fand, und wohin Sie zogen, als ich Ihnen im vergangenen Jahre von hier aus nach Harzburg das Geleit gegeben hatte und mit Karoline nach Bernigerode zurückkehrte. So nehmen Sie denn dies Büchlein als ein kleines Hochzeits-geschenk an, oder da es dazu wegen der dem Leben und den Dichtungen Bürger's einmal eigenthümlichen Dissonanzen, deren Hinwegnahme nicht in der Macht seines Biographen stand, weniger geeignet sein dürfte, so lassen Sie es wenigstens in die bekannte gutgemeinte Musik am Polterabend einklingen u. s. w.

Lassen wir jedoch diese persönlichen Anspielungen, die ja auch wol in das Capitel vom „Cultus des Genius“ so gut wie der Dto Müller'sche Roman gehören, beiseite, um uns zu den weitern Erörterungen Pröhle's zu wenden, durch die derselbe seine Vertheidigung zur Abfassung seiner Schrift, die Absichten, die er damit verband, und ihre Stellung zu den frühern biographischen Arbeiten über Bürger nachzuweisen sucht. Namentlich hebt Pröhle hervor, wie seine landsmannschaftlichen Beziehungen ihn zur Beschäftigung mit des Dichters Leben geführt hätten und ein großer Theil der in seiner Schrift enthaltenen biographischen Nachrichten nur gerade an ihn allein gelangen konnte, indem sowol sein Vater H. A. Pröhle, als auch sein verstorbener Großvater Hohm jeder seine pfarramtliche Thätigkeit damit begannen, daß sie, wenngleich nicht die nächsten, Nachfolger von Gottfried August Bürger's Vater in Wolmerzwende waren, wo sie noch unter dem Strohdach wohnten, unter dem Bürger geboren ward. Der Verfasser fährt fort:

Meine noch lebende Großmutter Hohm, eine geborene Günther aus Quedlinburg, hatte außerdem am letzten Orte auch noch eine öfters auf Besuch gekommene Demoiselle Kuzbach gekannt und sich von ihr über Bürger's Jugend erzählen lassen, was ihr dann Alles fast plötzlich im hohen Alter wieder lebendig ward. Auch befand sich, als hätte Alles sich vereinigen sollen, um schon ganz früh meine Aufmerksamkeit auf Bürger's Leben zu lenken, bei ihr in ihrem einsamen Witwenhause zu Wippra im Harz, als Magd oder Gesellschafterin, eine Johanna Bürger aus Pomsfelde, ein fluges, aber damals bereits nicht mehr junges Mädchen, von der man sagt, daß sie eine Naturdichterin sei. Ich erinnere mich, daß ich als Schüler oder Student

von Bippa aus mit ihr, die es sich nicht nehmen ließ, mein leichtes Könnchen zu tragen, einst in aller Frühe von Bippa über Wolmerwende, wo eben die von Bürger so gern besungene Aurora das Ziegeldach des Pfarrhauses röthete, dem damals schon das alte Strohdach hatte weichen müssen, bis Pomsfelde ging. Sie wollte dort ihren Aeltern einen Besuch abstatten. Aus einem der Häuser des Dorfs hörte ich Trompeten- und Geigentöne erklingen. Hier trat Johanna Bürger ein und hier wohnten im Stammdorfe seiner Familie noch die Verwandten des unglücklichen Dichters.

Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß seit Ostern 1856 dem Verfasser die in Halberstadt befindliche und für die ganze Literatur des vorigen Jahrhunderts wichtige Correspondenz Gleim's zur Benützung geöffnet ist. Auf Grund dieses Materials hofft Pröhle in einigen Jahren eine Monographie über Gleim in mehreren starken Bänden dem Publicum vorzulegen.

In der nun folgenden eigentlichen Einleitung zieht Pröhle eine Parallele zwischen dem in viel abschreckenderer Weise als Bürger untergegangenen Dichter Günther und dem Dichter der „Lenore“ und verbreitet sich dann ausführlicher über Bürger's poetische Eigenschaften und namentlich seine Bedeutung als volksthümlicher Dichter, als Balladensänger und Wiederbeleber der alten Volkslage. Er kommt dabei auch auf Bürger als politischen Dichter zu sprechen und meint, man dürfe sich von der Reinheit der politischen Gesinnung Bürger's ebenso wenig als von seinem sonstigen Charakter eine hohe Vorstellung machen, „wie leicht zu erweisen wäre“. Indessen sollte ein gewissenhafter Literaturhistoriker und Biograph solche Behauptungen nicht in dieser ebenso wol vagen als assertorischen Form hinstellen, sondern sie eben erweisen, zumal wenn dieses so „leicht“ ist. Soweit uns Bürger's Charakter und Temperament bekannt sind, glauben wir, daß er es mit den Manifestationen seiner politischen Gesinnung ehelich gemeint hat. Die Bardendoesie war unter den Dichtern des göttinger Kreises unter Klopstock'schem Einfluß sehr in Aufnahme gekommen und das vaterländische Gefühl und die patriotische Gesinnung waren bei ihnen viel entwickelter und hatten sich zu festern Formen ausgeprägt als bei den Dichtern des spätern weimarischen Musenhofs, Herder etwa ausgenommen. Diesem Impuls gehorchte auch Bürger, dessen Blick außerdem schon infolge seiner innigen Sympathie für das Volk und alles Volksthümliche auf so manche das Volk bedrückende arge Schäden und Mißbräuche hingeleitet wurde. Er war eine einigermaßen plebejische Natur im bessern Sinne, wie der Dichter Schubart, sein Gesinnungsverwandter; das Antichambriren bei den Großen und Vornehmen war ihm in der Seele zuwider, und so fühlte er sich naturgemäß mehr zum Volke hingezogen. Diese Gesinnung hat er auch mit größtem Nachdruck in dem bekannten Gedicht „Die Todte“ ausgesprochen, und wir wüßten auch nicht, daß seine Handlungen dieser Gesinnung widersprochen hätten; denn den von Pröhle hier zuerst mitgetheilten Bürger'schen Brief an Friedrich den Großen, auf den wir weiter unten zurückkommen, wird man nicht zu den Handlungen demü-

thiger Schmeichelei rechnen wollen, zu denen sich nur gemeine Supplikanten erniedrigen. Wenn, wie Pröhle anführt, das (nebenbei gesagt von B. H. Niehl in seinen „Hausliedern“ componirte) Bürger'sche Gedicht „Der Bauer an seinen durchlauchtigsten Tyrannen“ im Jahre 1848 mit andern „Königsmörderliedern“ zusammengedruckt und dieses Titels wegen, „für den Bürger nichts konnte“, Gegenstand der Verfolgung wurde, so ist der Inhalt des Gedichts vollkommen unschuldig daran, wenn man es in diese Gesellschaft verwickelt; denn das Gedicht richtet sich bekanntlich nur gegen die Ausartungen und Mißbräuche des Jagdrechts, und wie sehr diese Opposition dem Dichter am Herzen lag, das beweist ja auch seine Ballade vom „Wilden Jäger“, welcher dasselbe Thema zu Grunde liegt. Und gewiß hat er mit diesen Gedichten auf die Herzen der Großen sehr heilsam gewirkt und wesentlich dazu beigetragen, daß der Jagdtyrannie, wie sie noch zu seiner Zeit bestand, nun ein Ende gemacht ist. Gedichte, die eine so wohlthätige Wirkung haben, müßte man selbst dann hoch schätzen und in Ehren halten, wenn sie auch weniger gehaltvoll und poetisch wären. Im Uebrigen ging es Bürger wie so vielen wackern Deutschen, welche in der Französischen Revolution das Morgenroth einer welterlösenden Freiheit erblickten und später erkennen mußten, daß dies Morgenroth nur der Widerschein einer Alles verzehrenden Feuerbrunst sei. Da dichtete er sein „Straflied beim schlechten Kriegsanfange der Gallier“, worin er, wie Klopstock in seinen spätern Dben, seine Reue darüber ausdrückt, daß sein „freies Herz“ noch vor kurzem entbrannt war,

Getäuscht durch Adelschein,
Selbst gegen Hermann's Vaterland
Lyrtaus euch zu sein!
Nun wend' ich meines Liedes Pfeil,
Den Unmuth rash beschwingt;
Und rufe Jedem Sieg und Heil,
Der euch die Fesseln bringt! u. s. w.

Das nächste Capitel mit der Ueberschrift „G. A. Bürger in Wolmerwende (1747—59)“ behandelt des Dichters Kindheitsgeschichte und berichtigt gleich anfangs einen Irrthum, der sich in allen bisherigen Biographien Bürger's findet. Bürger war nicht, wie es fast überall ursprünglich nach des Dichters Angabe heißt, am 1. Januar 1748, sondern nach seines Vaters eigener Aufzeichnung im Kirchenbuche am letzten December 1747 geboren, freilich ganz am Ende des Jahres in der Sylvesternacht. Es war eine poetische Grille des Dichters, seine Geburt in die erste Stunde des Jahres 1748 zu verlegen, um von sich sagen zu können, daß er unter den feierlichen Gesängen geboren sei, womit man nach alter Sitte das neue Jahr vom Kirchenthorne herab zu begrüßen pflegte.

Sonderbar ging es auch mit dem Namen des Geburtsorts Bürger's. Wahrscheinlich infolge eines Druckfehlers, der sich dann weiter verpflanzte, hieß er früher fast überall Wolmerwende, so in der Biographie des Dichters von Althof, bei Fördens, in Pierer's „Universallerikon“, in

den biographischen Notizen, welche den Sammlungen von Schtermeyer, Schwab und Wolff beigegeben sind. Der Verfasser des Artikels „Bürger“ in der Ersch-Gruber'schen „Encyclopädie“ stellt daher, um einen Ausweg zu finden, die Vermuthung auf, der Ort werde Wolmerswende geschrieben, aber Wolmerswende gesprochen, und Heinrich Döring in seinem „Leben Bürger's“ tabelt und berichtet sogar Diejenigen, welche sich der richtigen Schreibweise Wolmerswende (oder Wolmerschwende) bedient hatten. Man findet sogar den Namen in Wolmirsword carrumpirt! Und auch selbst jetzt noch, nachdem das vorliegende Pröhle'sche Buch erschienen ist, haben neuere Literaturhistoriker, z. B. Finbel in seinem seiden herausgekommenen Buche „Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert“ und Friedrich Bernick in seiner „Geschichtlichen Uebersicht der deutschen Nationalliteratur“, noch nicht die richtige Schreibart. Jener wie dieser läßt Bürger in „Wolmerswende“ geboren sein, und nach Finbel liegt dieser Ort genau „bei“ Halberstadt. So pflanzen sich Irrthümer, die vielleicht ursprünglich bloß ein Druckfehler waren, von Buch zu Buch fort, weil ein Compiler den andern ausschreibt und die wenigsten sich Mühe geben, in die eigentlichen Quellschriften zu blicken.

Neues und wenn man will Dilantes theilt Pröhle über Bürger's Mutter mit, eine geborene Gertrud Elisabeth Bauer aus Aschersleben. Sie war, wie man schon aus frühern Biographien Bürger's weiß, sehr roh und ungebildet und konnte kaum leserlich schreiben. Letzteres hat zwar weniger zu bedeuten; denn es ist denkbar, daß Jemand sehr leserlich und sogar eine vorzügliche Hand schreiben kann, ohne deshalb eigentlich gebildeten Geistes und Herzens zu sein, und wenn Nichtschreibekönnen oder Schlechtschreiben nothwendig mit Geistes- und Gemüthsroheit verbunden wäre, so würde man dies von der weitaus überwiegenden Mehrtheit der Menschen annehmen müssen. Aber Bürger's Mutter war außerdem zänkisch und boshaft, was bei einer Pfarrersfrau doppelt vom Uebel ist. Pröhle erzählt:

Mit ihrem Manne soll sie oft in heftigen Wortwechsel gewesen sein, und das Einzige, dessen man sich in Wolmerswende noch jetzt von der Bürger'schen Familie erinnert, ist folgende, wie es scheint, oft von der Mutter des Dichters wiederholte Äußerung: die Hölle sei mit Pfaffenköpfen gepflastert; nur eine Stelle sei noch leer, und da werde der Kopf ihres Mannes hinkommen.

Oft lief sie ihrem Manne davon und nach Aschersleben, worauf dieser kurz darauf nachzureisen und sie wiederzuholen pflegte. Noch vor einem halben Jahrhundert soll man sich in Wolmerswende von ihr erzählt haben, daß sie bei der Verfertigung ihres Mannes nach Bedarf bei Aschersleben heimlich den Bäumen im Pfarrgarten einen Schaden angethan, weil sie dem Nachfolger dieselben nicht gegönnt habe. So erzählt Pröhle noch andere Züge von ihr, von denen manche vielleicht auf bloßer übler Nachrede beruhen, die aber doch in ihrer Gesamtheit beweisen, daß sie nicht zu jenen Frauen gehört habe, welche den Männern bloß „himmlische Ro-

sen ins irdische Leben“ flechten. Viel mag dazu freilich die beschränkte Lage der beiden Eheleute beigetragen haben, denn die Pfarre zu Wolmerswende trug in Gelde berechnet damals nur 160 Thaler ein. Dabei soll im Pfarrhause Zufriedenheit bestehen und der Gemeinde ein Beispiel höherer Sittlichkeit und vollkommener Menschenliebe gegeben werden! Wenn nun solche Mittheilungen insofern wichtig sind, als sie ein trübes Licht auf die Kindheit des Dichters werfen und manche Flecken an seinem Charakter erklären und entschuldigen, so läßt sich doch fragen, ob es eines Literaturhistorikers ganz würdig und seines Amtes sei, solche Anekdoten, die vielleicht nur auf dem Klatsch gleich zänkischer und boshafter alter Weiber beruhen, aus allen Winkeln herauszutragen und zur Defektheit zu bringen. Es ist ja wol bekannt, daß Pfarrersfrauen, und namentlich die auf dem Lande, die Zielscheibe arger Verleumdungen zu sein pflegen, weshalb man in der Aufnahme und Weiterverbreitung solcher Geschichten wenigstens sehr vorsichtig sein sollte. Gewiß hätte es hingereicht, anzuführen, daß im Allgemeinen der Einfluß von Bürger's Mutter und das ganze Familienleben im Pfarrhause zu Wolmerswende sehr wenig geeignet gewesen seien, in das Herz des jungen August Bürger den Keim des Edeln und Sittlichen zu legen. Dabei hat Bürger's Mutter aber ohne Zweifel auch Eigenschaften höherer Art besessen, die dem Knaben zugute kamen, und wiewol Bürger selbst über gewisse Züge ihres moralischen Charakters in spätern Jahren lebhaft seine Mißbilligung äußerte, so scheint doch auch die etwas starke Versicherung seiner frühern Biographen, daß sie ihren Anlagen nach eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit gewesen, auf seiner eigenen Angabe zu beruhen. Gewiß hatte sie ein leidenschaftliches, überwiegend sinnliches Temperament, das sich auf den Dichter vererbte, und wie hart ihm dieses Temperament im Leben auch zusetzte, so war es doch ein Element, welches ihm als Dichter wesentlich zugute kam und ohne das wir den Dichter Bürger in seiner vollen Eigenthümlichkeit nicht besitzen und unser nennen würden. Wie nach alter Wahrnehmung die Dichter zu thun pflegen, wollte Bürger in der That seine Geistesgaben von seiner Mutter ererbt haben, während er den Einfluß seines Vaters, der einen höchst ehrenhaften Charakter besaß, ohne Zweifel zu gering anschlug. Mit diesem, meint Pröhle, sei der wahre Schuggeist des Dichters zur Ruhe gegangen.

Sehr anziehend ist in der Pröhle'schen Schrift folgende Schilderung von Bürger's Geburtshaus:

Bürger's Biographen sagen, der Dichter habe als Knabe die Einsamkeit der Wälder geliebt; ich muß aber gestehen, daß die umliegenden Wälder das Gefühl der Einsamkeit in mir kaum lebhafter hervorriefen, als die Lage seines Geburtshauses, welches scheinbar wenigstens von den übrigen Häusern des Dorfes völlig abgeschlossen ist. Selbst wenn man das Haus kennt, bedarf man noch eines Führers, um das Thor zu finden, das am Giebel des Gebäudes hinter der Kirche versteckt liegt. Auf dem Hofe wächst jetzt hohes Wiesengras in solcher Ueppigkeit, daß es wiederholt im Jahre gemäht werden kann. Mitten aus dem hohen Grase ragt ein uralter Brunnen hervor. Dem Thorwege gegenüber, am entgegengesetzten Ende

des Hofes, ist Garten und Feld, welches sich an einem kleinen Hügel hinanzieht; die Wohnstube eng und unheimlich, überaus freundlich dagegen im ersten Stocke, zur Rechten der Treppe, das niedrige Stübchen, wo der Dichter der „Lenore“ das Licht der Welt erblickte. Ein tieferes Stübchen kann man sich nicht denken, als das sich hier dem Auge bietet, wenn man von dem Fenster dieses Stübchens auf die grünenden Gärten und Obstbäume hindrückt, welche sich zur Seite der Kirche vor dem Auge ausbreiten. Dem Fenster gegenüber an der Wand ist die Stelle, wo Bürger geboren ist. Der Pfarrer Krumhaar zu Wolmerstende klagte mir, daß zuweilen Reisende auf sein einfaches Parzodorf kommen, welche Bürger's Geburtshaus als ein öffentliches Haus betrachten und sich nicht damit begnügen, bios in seiner Wohnung übernachten zu wollen, sondern ihm auch zumuthen, seine frischduftende Aepfelfammer zu räumen, damit sie auch auf der Stelle schlafen können, wo Bürger geboren ist.

Wer denkt hierbei nicht an das Geburtshaus Schiller's in Marbach, das allen Beschreibungen nach an Bescheidenheit dem Geburtshause Bürger's nichts nachgibt? Aus solchen beschränkten Verhältnissen und Räumen sind fast alle großen Dichter und Denker des vorigen Jahrhunderts in Deutschland hervorgegangen. In Wolmerstende selbst weiß man übrigens von dem Dichter nicht viel. Pröhle erzählt:

Von meinem Schwager Uhlenhut, welcher dort nach dem Geburtshause des Dichters Bürger forschte, hörte ich, daß er in ein schmuziges Bauerngehöft gewiesen wurde, dessen Besitzer ihm auf die Frage: ob dies das Geburtshaus des Dichters Bürger sei, die Antwort ertheilte: der bin ich selbst! Er hatte einen Naturdichter vor sich, welcher zu der Verwandtschaft Gottfried August Bürger's gehörte und es sehr übel zu nehmen schien, als er erfuhr, es sei von dem Geburtshause des verstorbenen Dichters Bürger die Rede.

Der folgende Abschnitt des Buchs behandelt Bürger's Schulzeit. Wir beschränken uns hier nur auf diejenigen Mittheilungen Pröhle's, welche zur Berichtigung der in den frühern Biographien des Dichters enthaltenen Angaben, die wir als bekannt voraussetzen dürfen, dienen können. Nach ältern Angaben wäre Bürger erst 1760 nach Aschersleben gekommen und von dort 1762 infolge einer durch ein satirisches Gedicht auf den ungeheuern Haarbeutel eines Primaners hervorgerufenen derben Züchtigung von seiten des Rectors Aurbach auf das halle'sche Pädagogium gebracht worden. Die Wahrheit ist, nach Pröhle, daß Bürger bereits 1759 auf der Stadtschule zu Aschersleben recipirt wurde, aber auch schon am 25. August 1760 nach Halle aufbrach, wie ausdrücklich in dem „Album in schola Ascaniensi discentium“ angemerkt ist, welches dem Verfasser handschriftlich vorlag. Daß freilich der Knabe für ein satirisches Gedicht in Aschersleben hart gezüchtigt worden, meint Pröhle, stehe fest, doch könne man es dahingestellt sein lassen, ob dieses Gedicht den Haarbeutel eines Primaners oder die ungeheuere Perücke des Rectors Aurbach selbst betraf. Das letztere, übrigens wol Wahrscheinlichere, sagte Aurbach's eigener Sohn in der westorfer Pfarrnachricht aus, doch sei dieser, fügt Pröhle hinzu, kein recht glaubhafter Zeuge. Zur Berichtigung mancher Angaben, die in den frühern Biographien enthalten sind, bemerkt Pröhle:

Die Vortrefflichkeit seiner Anlagen wurde alsbald erkannt, und wäre über Mangel an Fleiß zu klagen gewesen, so würden sich ganz gewiß darüber ebenso gut Mittheilungen in den Acten des Pädagogiums vorfinden als über die Trägheit anderer Scholaren. Bedürfte es aber noch weiterer Zeugnisse dafür, daß Bürger ein tüchtiger, sähiger Knabe gewesen, so würde nach Daniel's Meinung schon das öftere Auftreten bei den sogenannten Actus davon Kunde geben, daß man ihn unter die begabtern Schüler rechnete, mit denen man sich schon sehen lassen konnte.

So prangt z. B. zum 24. Juli 1761 ein carmen latinum von Bürger: „Non titulos, sed merita esse aestimanda“, und hiermit vertheidigte der „Kleine“ Bürger (man hieß ihn auf dem Pädagogium immer den „Kleinen“) einen Grundsatz, „von dessen Wahrheit“, wie Pröhle mit Recht bemerkt, „die Lebensphilosophie des spätern Epigrammatikers und politischen Dichters aufs tiefste durchdrungen war“. Bei der Schulfeier des Hubertusbürger Friedens dankte „der kleine Bürger“ in einer deutschen Ode dem Himmel für den herrlichen Frieden und sprach zugleich Wünsche für das Wohl des großen Königs aus, dem er immer seine Bewunderung zollte. Bekanntlich sagt Althof, daß sich Bürger zuweilen muthwillige Streiche zu Schulden kommen gelassen, welche ihm kleine Züchtigungen zuzogen, obgleich dabei nie eine Spur von Bosheit oder Schadenfreude zu entdecken gewesen. In den Schulacten ist jedoch, wie Pröhle bemerkt, nie eines solchen Excesses gedacht. Wohl aber findet sich dort folgendes merkwürdige Urtheil Riemeyer's, des damaligen Inspectors des Pädagogiums, aus dem ersten Jahre nach Bürger's Aufnahme: „Bürger, des alten Herrn Provisors Bauer in Aschersleben Enkel, hat ganz ungemene Fähigkeiten und einen gleich großen Stolz.“ Zufolge der Forschungen Pröhle's hielt sich Bürger, ehe er die Universitäts-Halle bezog, das Wintersemester 1763—64 in Aschersleben auf, und zwar unter dem vornehmen Titel eines „der Künste und Wissenschaften Beflissenen“, welchen Titel er sich in einem handschriftlich hinterlassenen Jugendgedichte über „Die Feuersbrünste am 4. Januar und 1. April des 1764. Jahres zu Aschersleben“ selbst beigelegt hatte.

Bürger's Universitätszeit ist von seinen frühern Biographien fast noch dürftiger bebacht als sein Aufenthalt im väterlichen Hause und auf der Schule. Aus der Biographie Althof's erfahren wir zwar, daß sein Großvater Bauer, der ihn studiren ließ, von dem burschikos-leichtsinrigen Leben seines Enkels vernommen und ihn im Zorn von Halle zurückberufen habe; daß es diesem aber gelang, dem Großvater zu versöhnen und nun noch, gerade vier Jahre nach dem Bezug der Universität Halle, nach Göttingen zu gehen. Ueber die nächste Veranlassung seiner Rückberufung von Halle wußte man bisher jedoch nichts; Pröhle füllt diese Lücke aus. Er vermuthet, daß Bürger schon in der ersten Universitätszeit zu einer Verbindung der Niedersachsen gehört haben mag, die dann gezwungen oder freiwillig sich auflöste oder zerfiel. Pröhle weiß nun actenmäßig, daß diese Verbindung 1767 wieder zusammentreten wollte, wie ein Aufruf vom 19. Juli bezeugt, der mit den Worten beginnt: „Da denen Rie-

berücksichtigen und besonders denen Herren Magdeburgern und Halberstädtern gefallen, die vorige Fideleität wiederherzustellen, so haben sie sich beschworen entschlossen, eine Gesellschaft zu errichten" u. s. w. Die Statuten dieser Verbindung oder der „Hochgeehrten Magdeburgisch-Halberstäd. (niederächs.) Gesellschaft“, die in culturhistorischer Hinsicht und als Beitrag zur Geschichte der Universitäten oder vielmehr des deutschen Studentenlebens nicht unwichtig sind, finden sich bei Pröhle abgedruckt. Bürger war einer der vier Adjutanten, und unter den 44 Unterschriften, welche die besagte Aufforderung fand, nimmt er die neunte Stelle ein. Die Sache wurde aber verrathen, und zwar durch eine anonyme Denunciation, welche einer der Pöbeln am 24. Juli Vormittags um 11 Uhr auf seinem Tische vorfand und worin angezeigt war, daß folgenden Tags in Feischer's Garten wegen neu zu errichtender Landsmannschaft eine Zusammenkunft der Magdeburger und Halberstädter unter dem Namen der Niedersachsen stattfinden sollte, daß der „Billardeur“ Wagner in der kleinen Ulrichsstraße das Oben zu besorgen übernommen habe und daß auf dem Kuchenteller 40 Kannen Merseburger und 20 Kannen Wittenberger seien u. s. w. Infolge dieser Denunciation wurden nächsten Tags mehre der Chargirten vom Wagner'schen Billiard zu Arrest gebracht, und hierauf sie und die andern Chargirten, darunter auch unser Bürger, weislichlich verhört, letzterer am 27. Juli 1767. In den Acten wird er als Stud. theol. bezeichnet, der jedoch „aniso“ war die Universitätskorte beim Herrn Professor Hansen hörte, während es in dem Urtheil heißt, daß er jura studire. Bürger sollte mit 6—8 Tagen Carcer bestraft werden. Bürger deprecirte jedoch mit den beiden andern Adjutanten die Carcerstrafe und jeder erbot sich statt ihrer zu 5 Thaler Geldbuße. Es wurde ihnen aufgesetzt, sub poena relegationis, vor Austrag der Sache nicht von Halle fortzugehen. Ob dem damals erst zwanzigjährigen Bürger die Carcerstrafe wirklich erlassen worden, darüber hat Pröhle nichts Sicheres erfahren können. Die Folge davon aber war, daß sein Schwater ihn zu Michaelis 1767 von Halle abberief, worauf er wol wieder ein halbes Jahr in Wiskerleben zuweilen haben mag, da er erst Ostern 1768 die göttinger Universität bezog.

Auch hier soll er, wie man schon aus den frühern Biographien weiß; anfangs in gefährliche Verbindungen, unangenehmes Leben und natürlich auch in Schulden gerathen sein, bis er mit Cramer, Hölty und andern talentvollen Dichtern und strebsamen jungen Männern bekannt wurde. Namentlich wird dem wackern Boje der größte Antheil an Bürger's sittlicher Besserung zugeschrieben, und schon am 28. Januar konnte ihm Boje in einem Briefe an Stein das Zeugniß ausstellen, daß er jetzt auf eine tugendhafte Weise lebe, obwohl ihm von seiner vorigen Lebensart noch einiges Nothe geblieben sei. Indessen das Geniale, Hochstrebende in Bürger machte sich schon damals geltend, und kein gewöhnlicher Geist muß er gewesen sein, der sich schon in so jungen Jahren

und noch als Student in weitem Kreise Auf verschaffte und Aufmerksamkeit erregte. So schrieb Stein am 15. Januar 1771 an Boje:

Zu Göttingen, mein lieber Herr Boje, soll ein ganz vorzügliches Kopf sich aufspalten, Namens Bürger; er soll in Wiskerleben gebürtig und folglich eine Reise von mir zu Hause sein. Man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er soll den Homer übersetzen, und vortrefflich. Können Sie mir's verdenken, wenn ich mich augenblicklich nach ihm erkundige?

Großen Werth, und mit Recht, legt Pröhle unter Andern auch auf den Umstand, daß Bürger im Verein mit Diester zu Göttingen einen „Shakespeare-Club“ stiftete, in welchem die Werke des großen Briten in der Ursprache gelesen wurden. Leider sah er sich diesem schönen Kreise, welcher so viel dazu beitragen konnte, einen idealistischen Sinn in unserm Dichter zu erwecken und nachhaltig zu machen, durch die Umstände entzissen. Noch nicht 25 Jahre alt wurde er, durch Boje's Vermittelung, Justizamtmann der Herren von Uslar im Amte Altengleichen bei Göttingen, und wurde so nur zu bald in Kreise versetzt, in denen ein ganz anderer Geist als der des Idealismus zu walten pflegt. Hinnneigung zu einiger Noheit und zu einem sinnlichen Leben hatte er von Haus aus, und dieser Neigung wurde in den Kreisen, in denen er sich fortan bewegen sollte, in nur zu reichlichem Maße Vorschub geleistet. Pröhle bemerkt mit Recht, daß die Ausbildung seines Talents zu keiner Zeit eben sehr vom Schicksal begünstigt wurde, und daß es hart gewesen, daß Bürger gerade in einem Augenblick Göttingen verlassen mußte, wo sich dort der Dichterbund bildete, und fügt dann hinzu:

Vielleicht hätte es für Bürger, zumal wenn er unmittlbar in diesem Kreise gestanden hätte, nur noch weniger Jahre der Ruhe und Stille bedurft, um sich auf eine seiner würdige Höhe moralischer und intellectueller Entwicklung zu erheben.

Herder, der sich in der Recension von Althof's Biographie zwar streng aber nicht ohne Mitleid über Bürger ausspricht, stellt ihn dar als zu Grunde gegangen an den deutschen Universitäten, und will, daß jeder studirende Jüngling Bürger's Biographie als Warnung lesen solle. Das ist aus solcher Feder für die deutschen Hochschulen allerdings ein harter Vorwurf. Wie man aber über dieses Thema auch denken möge, so viel ist sicher, daß ein junger Mensch von dem Temperament, den sinnlichen Neigungen und der Phantasie Bürger's, der, als er die Universität bezog, halb noch Knabe war, auf einer kleinen Universität der Versuchung und Verführung zehnmal mehr ausgesetzt ist als ein anderer von gereiftem Jahren, kaltblütigerem Naturell und nüchternem Verstande. Und es sind schwerlich die Schlämmsien, welche wie Bürger ihr feuriges Temperament in spätere Jahre mit hinübernehmen und sich auch wol einen und den andern Geyß zu Schulden kommen lassen; schümmere und minder nützliche Mitglieder der Gesellschaft sind die, welchen alle Leidenschaft unter den studentischen Vergnügungen verwehrt und das Herz verkohlt ist und die mit ausgetrautem Innern, ohne Liebe zur Menschheit, auf die

überhaupt auf den Universitäten sehr wenig Pflege verwandt wird, und ohne Begeisterung für ihren Beruf, aber mit dem ganzen Selbstbewußtsein eines Studirenden und der Ueberzeugung Alles besser zu wissen als Andere, ihr Amt anzutreten und sich nun dem herkömmlichen Schlenbrian und der Routine ergeben, ohne im höhern Sinne und zu höhern Zwecken für die Menschheit oder auch nur den nächsten sie umgebenden Kreis thätig zu sein. Das sind eher verlorene Existenzen zu nennen als die Bürger's, der uns so viel Schönes hinterlassen hat, woran sich noch spätere Generationen erquickten und erbauen. Bürger war, wir geben es zu, eine sinnliche und etwas plebejische Natur, die es mit den Sittengesetzen etwas leicht nahm, wenn sie ihn genirten; aber er war dabei gutmüthig, ohne Falsch und ohne Neid, ohne Trug und ohne Bosheit. In dem Strudel sinnlicher Aufregungen und Vergnügungen hatte er sich doch ein Herz voll seltener Menschenliebe bewahrt, und die einfachste Handlung der Wohlthätigkeit, wie die der Erzählung „Die Kuh“ zu Grunde liegende, konnte ihn zu einem Gedicht begeistern. Seinem Großvater, einem sonst unbedeutenden Manne, sollte er für bewiesene Wohlthaten in einem Liebes öffentlich seinen Dank, und nie ist eine edle That der Menschenliebe in vollern Tönen gefeiert worden als von Bürger in seinem „Lieb vom braven Manne“, das vielleicht mehr gewirkt hat als tausend Predigten und Schriften über die christliche Liebe. Ein solches Gedicht ist selbst eine That! Und sollte sich nicht die Poesie auf einem Abwege befinden, seit sie unter dem Vorgeben, daß sie einzig und allein der Schönheit oder nach heutigen Begriffen gar bloß dem kaufmännischen oder bäuerlichen Erwerbssinn zu dienen habe, solche Gegenstände principiell von sich weist? Setzt die Unfähigkeit, sich für solche Handlungen zu begeistern, nicht leider vielleicht auch die Unfähigkeit voraus, selbst in gleichem Sinne zu handeln? Von Bürger selbst haben seine Biographen einen schönen Zug aufbewahrt. Der Hofrath Riste, dem er sein Vertrauen geschenkt, hatte ihn um eine ansehnliche Summe betrogen, ja später sogar eine Anklage gegen ihn wegen Vernachlässigung seines Amtes veranlaßt und verfaßt. Wie rächte sich Bürger für diese niederträchtige Handlung? Pröhle berichtet darüber:

Gleichwol kannte dieser Mann Bürger's Charakter so gut, daß, als er ihm sein Amt bis zur freiwilligen Aufgabe verleidet hatte und er selbst ganz heruntergekommen war, er es wagte, Bürger um eine Unterstützung zu bitten, der ihm nun nicht allein selbst sein Scherflein gab, sondern auch sofort in Göttingen eine nicht unerhebliche Sammlung für ihn veranstaltete.

Ein solcher Zug gewiß seltener Großmuth ist in der That geeignet, uns mit so manchen Flecken in Bürger's Leben auszuföhnen.

Freilich erzählen uns die nächsten Abschnitte des Pröhle'schen Buchs „Bürger als Justizamtmann“ und „Spätere Lebenszeit“ über den Dichter gerade nicht viel Erfreuliches. Sein unerlaubtes, kurz gesagt, ehebrevierisches Verhältniß mit Molly bildet in seinem Leben

ohne Zweifel einen dunkeln Fleck, den alle noch so glänzende Sophistik seiner glühenden Leidenschaft nicht tilgen kann. Seine dritte Heirath mit dem „Schwabenmädchen“ war höchstens eine übereilte Handlung, ein Unglück, vielleicht auch das wohlverdiente Strafgericht für das Unrecht, welches er an seiner ersten Frau begangen hatte. Wenn aber ein Umstand sein Verhältniß mit Molly einigermaßen zu entschuldigen vermag, so finden wir ihn in seinem Geständniß, daß er sie bereits im Geheimen, ohne sich jedoch selbst darüber recht klar zu sein, geliebt habe, da er mit ihrer Schwester zum Altar trat. Seiner von da an stets wachsenden verzehrenden Leidenschaft für Molly scheint diese keinen Widerstand entgegengesetzt zu haben, außer etwa einige schwache kaum ernstlich gemeinte Versuche, sich zurückzuziehen, ein augenblickliches Schmolzen, welches unter solchen Umständen nur geeignet ist, den Brand der Leidenschaft noch höher anzufachen. Hierzu kam vor allem noch die Haltung seiner ihm angetrauten Gattin selbst, die, wie es scheint, dem Liebesverhältniß Bürger's mit ihrer Schwester niemals mit einiger Energie entgegentrat, sondern es mit ungläublicher Indifferenz und Nachsicht duldete, vielleicht selbst begünstigte, sodas ihre Ehe immerhin noch eine wenigstens äußerlich genommen leidlich glückliche blieb, selbst nachdem Molly 20 Meilen von Göttingen in Obersachsen, wol bei Adolf Müllner's Mutter, eines Söhnchens genesen war. Bürger selbst rühmt die unerhörte Großmuth seiner Frau, die freilich, wie er hinzufügt, von einiger Herzensgleichgültigkeit gegen ihn unterstützt worden sei, und fügt dann hinzu: „Was der Eigensinn weltlicher Gesetze nicht gestattet haben würde, das glaubten drei Personen sich zu ihrer allerseitigen Rettung vom Verderben selbst gestatten zu dürfen.“ Und als nun endlich durch den Tod seiner ersten Gattin das Hinderniß, welches seiner ehelichen Verbindung mit Molly entgegenstand, hinweggenommen war, entriß ihm der Tod auch diese nach kurzer Ehe. So verfolgte ihn das Unglück, vielleicht auch die Nemesis. Pröhle bemerkt:

Man ist der Ansicht, daß Alles gelungen sein würde, wenn nicht Molly, die aus einer leichtfertigen Geliebten eine ganz musterhafte Hausfrau geworden war und außerdem selbst mit ihrem Wig in der göttinger Gesellschaft dem Dichter Bahn brechen half, schon 1786 (seine erste Frau starb bekanntlich im Juli 1784) gestorben wäre.

Seitdem scheint Bürger in jeder Beziehung allen Halt verloren zu haben: die überstürzte Verheirathung mit dem „Schwabenmädchen“, bei der er sich ebenso wol durch eine poetische Illusion als durch ein ihm angeborenes Liebesbedürfniß leiten ließ, war die Folge dieser Rathlosigkeit. Die Ehe war eine höchst unglückliche und mußte gelöst werden. So unwürdig auch Elise Hahn, später als „Madame Bürger“ bekannt, an ihm gehandelt haben mag, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Art, wie Bürger sich später über sie in gedruckt vorliegenden Documenten ausließ, eine unritterliche, Kleinliche, plebejische und eines Mannes und Dichters durchaus nicht würdige war.

Daß Bürger's Natur, bei allen edeln Eigenschaften

seines Gemüths, mit plebejischen Elementen stark versezt war, haben wir schon früher eingeräumt. Davon zeugen unter Andern mehre in der Pröhle'schen Schrift zum ersten mal mitgetheilte Briefe des Dichters an den Amtmann Schrusler in Wittmarhof und besonders ein Bürger'sches Gelegenheitsgedicht aus dem Jahre 1782, womit er Frau Luise Wilhelmine von Uslar am 14. September zu ihrem Geburtstage in seinem und seiner ersten Gattin Namen beglückwünschte. Namentlich die ersten beiden Strophen sind für seine Gattin aufs höchste verlegend und so abscheulich priapisch und zweideutig, daß wir auf ihre Wiederholung an dieser Stelle gern verzichten. Hier aber kommen wir wieder an einen Umstand, der die plebejischen Neigungen Bürger's vielfach erklärt und bis zu einem gewissen Grade entschuldigt, und wir müssen uns wundern, daß weder Pröhle noch unser Wissen irgend sonst ein Literaturhistoriker auf diese entschuldigenden Umstände Gewicht gelegt hat. Bürger war durch seinen Beruf als dörflicher Justizamtman in schlechte ungebildete Gesellschaft gerathen. In den entsprechenden Kreisen herrschte bei gleichem Hang zu materiellen Genüssen und vulgären Vergnügungen damals gewiß ein bei weitem größeres Behagen an cynischen Epäßen und rohen Ausdrücken als heutzutage. Bürger mußte schon aus bloß geschäftlichen Rücksichten in der Sprache dieser Leute reden. Gerade die von Pröhle mitgetheilten Briefe an den Amtmann Schrusler, welche nach Pröhle's Versicherung zeigen, „wie oberflächlich Bürger damals lebte“, beweisen dies. An seine literarischen Freunde pflegte Bürger in ganz anderm Tone zu schreiben. Noch mehr beweist dies das theils cynische theils platte Geburtstagsgedicht aus dem Jahre 1782. Wenn man bedenkt, daß dieses Gedicht an eine Dame von Adel gerichtet war, und daß diese so gut wie Bürger's Frau die darin enthaltenen unfaubern Epäße und Anspielungen ohne Zweifel herzlich belacht und höchst geistreich gefunden haben mag, so hat man den Maßstab, den man anlegen muß, um Bürger billig zu beurtheilen und zu entschuldigen.

Freilich wird man sagen, daß ein Dichter von Bürger's hohen Anlagen sich nicht zu dem Niveau seiner Umgebungen erniedrigen solle. Wer aber wird leugnen wollen, daß der Dichter der „Lenore“, der „Rachfeier der Venus“, des „Liedes vom braven Manne“ u. s. w., der Menschenfreund, der so edel an dem Denuncianten Lise handelte, seine Umgebungen, wenn er sich auch ihrem Geschmack bis zu einem gewissen Grad bequeme, weit, weit überragt und alle jene Justizbeamten und Amtleute, alle jene adeligen Personen, mit denen er zu thun hatte, seine Frau und selbst die gefeierte Molly an wahrer Bildung des Gemüths und Geistes in unendlichem Abstände übertroffen habe? Es liegt hier nahe, einen Vergleich zwischen dem Entwicklungsgange Bürger's und Schiller's zu ziehen; denn beide waren aus beschränkten Verhältnissen hervorgegangen, beide hatten mit der Ungunst der Verhältnisse zu kämpfen, beide zeigen, bei aller Verschiedenheit, doch auch etwas Verwandtes. Schlug

Bürger häufig einen plebejischen cynischen Ton an, so begegnen wir demselben Ton auch in vielen Jugendgedichten Schiller's, von denen nur ein geringer Theil in seine Werke übergegangen ist. Mehre derselben, die an Cynismen gewissen Bürger'schen Gedichten nichts nachgeben, kann man bei Voas nachlesen. Auch bekanntere Jugendgedichte Schiller's, wie „Männerrwürde“, „Triumph der Liebe“ u. s. w., zeigen ihn als einen mitunter ganz entschiedenen Nachahmer Bürger's, und Pröhle weist mit Recht darauf hin, daß gerade das drückende Gefühl, sich dem Bürger'schen Einfluß zu sehr hingeeben zu haben, ihn besonders gereizt haben möge, später diesen Einfluß zu verwerfen und in seiner bekannten Recension der Bürger'schen Art und Weise den Krieg zu erklären. Auf der andern Seite fehlte es auch Bürger so wenig an rhetorischem Schwung wie Schiller, und wenn Schiller ihn bei weitem an Fülle hoher und edler Gedanken und an Vielseitigkeit des Schaffens übertraf, so übertraf ihn Bürger als Lyriker an Lebhaftigkeit der Phantasie und volksthümlichem Realismus. Auch Bürger rang, in seiner Weise, nach dem Höchsten, und nur die höchsten Muster hatte er vor Augen; er verehrte Homer, Ossian, Shakespeare, und wie in der Ballade, hat Bürger auch im Sonett, der zartesten Dichtungsform, in Deutschland zuerst Mustergültiges geschaffen. So lagen in beiden Dichtern — auch Schiller's Erstlingsdramen beweisen dies zur Genüge — Hohes und Niedriges, Vornehmes und Geringses, Zartes und Derbes, Reines und Unreines, Sinnliches und Ueber sinnliches dicht beieinander. Aber Bürger kam aus einer traurigen Häuslichkeit nur zu jung in die Strömung des burschikosen, damals noch mehr als heutzutage rohen Studentenlebens. Wenn Schiller statt auf der Karlschule in Halle und Göttingen studirt hätte, so kann man nicht dafür stehen, daß er bei seiner feurigen ungefümmen Natur leicht denselben Excessen verfallen wäre wie Bürger. Aber die Karlschüler wurden knapp gehalten; dabei verlieh der militärische Zuschnitt der Anstalt ihren Zöglingen ein Selbstbewußtsein, etwas Exklusives, wie sich dies auf allen militärisch eingerichteten Anstalten vorfindet. Schiller kam schon früh mit dem Herzog von Württemberg in Berührung und später in Conflict, er sah früh vornehme Gesellschaft vor sich, er schloß innige Freundschaft mit idealisch gestimmten Schulgenossen, mit Jünglingen von Adel, er fand einen Sönnner in dem Freiherrn von Dalberg, an Goethe, an dem Herzog von Weimar, seine Verbindung mit der Familie von Holzogen, seine Verheirathung mit dem noch dazu hochgebildeten Fräulein von Lengefeld hielten ihn stets auf aristokratischer Höhe. Bürger war Justizamtman in Altengleichen, hatte schlechte Geschäfte abzuwickeln, und die adeligen Personen, mit denen ihn sein Geschäftsberuf zusammenführte, waren von einer der seinen weit untergeordneten Bildung. Nichts trug, nichts förberte, nichts hob ihn. Ueberall wandte ihm die Gemeinheit oder doch die Gewöhnlichkeit ihr alltägliches Gesicht zu.

Bürger fühlte den Druck, der auf ihm lastete, und

er wandte sich an den König von Preußen, den ungeeignetsten Monarchen zu solchem Zweck, wenn man sich auf nichts weiter als auf seine Verdienste um die deutsche Literatur zu berufen hatte. Pröhle theilt den ihm abschriftlich in die Hände gekommenen Brief Bürger's an Friedrich den Großen mit. Er lautet:

„Allergnädigster Monarch!

Erw. Majestät erhebt das über alle Könige, daß kein Ceremoniell den Menschen vor Menschen hinter dem Monarchen verbirgt. Friedrich, der vorzüglichste der Menschen, thut meine Schüchternheit vor dem erhabenen preussischen Monarchen.

Ich bin Erw. Majestät geborener Unterthan aus dem Halberstädtischen, wo ich auch noch einige ererbte Grundstücke besitze. Mein Schicksal hat mich schon vor zehn Jahren, als einen noch sehr jungen Studenten, hierher in das Hannover'sche verschlagen, wo ich seitdem ein Justizamt auf dem Lande verwalte. Allein noch konnte die Zeit einen Wunsch nicht unterdrücken in irgendeines der glücklichen Länder unter Erw. Majestät Scepter zurückzukehren und dem besten der Könige zu dienen. Ja, er ist so lebhaft, so unruhig, daß er mich jetzt geradezu vom höchstern Thron reißt, um das Anerbieten fleißiger und getreuer Dienste, soviel deren ich fähig bin, in demüthiger Erwartung allhier niederzulegen.

Ich fühle mich zu jedem Amte, das mit Jurisprudenz, bon sens und allgemeiner Adresse verwaltet werden kann, tüchtig. Daß unser Vaterland mich als Dichter kennt und, wie es scheint, liebt und schätzt, kommt wol hier nicht mit in Anschlag. Vielleicht aber mehr dieses, daß ich mich einiger ältern und neuern Sprachen, der Philosophie des Guten und Schönen und der edlern Geschichte befähigt habe. Wie glücklich, wenn mir Ruße und Gelegenheit würde, in dieser letzten Sphäre etwas Gutes zu wirken!

Was ich hier von mir selbst sagen mußte, kann keinen Verdacht eines unbefonnenen Selbstlobes erwecken. Denn selbst dem edlern Genies sinken die Flügel vor dem Blitze des großen scharfsinnigen Beurtheilers, dem ich mich darzustellen wage.

Man fällt vor Friedrich's Thron nicht, wie ein asiatischer Sklav, auf das Anflüg zur Erde. Es opfert aber das Herz desto freiwilliger und ungeheuchelter den höchsten und besten Zoll, dessen es fähig ist. Daher ersterbe ich voll höchster Bewunderung für den großen, und liebevollster Verehrung für den guten König

Euer Majestät

Altengleichen unweit Göttingen, allerunterthänigster
den 26. Juli 1782. Gottfried August Bürger.“

Man wird diese Supplik nicht für eine servile und bettelhafte halten, oder es müßte dies von der Witzschrift Schiller's an den Herzog von Weiningen um Verleihung eines Titels, beziehungsweise des Hofrathstitels noch viel mehr gelten.

Die ebenfalls von Pröhle mitgetheilte Antwort des Großkanzlers von Carmer, obschon in humanem Tone abgefaßt, gewährte Bürger wenig Hoffnung. Carmer hebt darin die Schwierigkeiten hervor, ihn in seinem Departement unterzubringen, Schwierigkeiten, die in dem streifspornigen preussischen Reglement der Beamten-carriere begründet waren; bedauert, daß sein bei dem Obergerichtorio der Universität gemachter Versuch, ihm eine akademische Stelle zu verschaffen, wider sein Erwarten fruchtlos gewesen, nachdem er bemerkt, daß Bürger in einem solchen Posten nicht nur seinem Lieblingsfache mehr Zeit als in jedem andern würde widmen, sondern auch den ausgebreitetsten Nutzen würde stiften können, und tröstet

schließlich den Supplikanten mit der Versicherung: „Dessen aber können Sie sehr gewiß sein, daß ich Alles anwenden werde, den hiesigen Landen einen Mitbürger wieder zu verschaffen, der ihnen so viel Ehre macht, und dadurch zu zeigen, daß man auch bei uns die Verdienste des wahren Gelehrten ebenso gut zu schätzen weiß als des Soldaten und Financiers.“ Dieses in mancher Hinsicht interessante Schreiben Carmer's ist Berlin den 19. November 1789 datirt.

Eine sehr instructive und dankenswerthe Partie der Pröhle'schen Schrift ist diejenige, welche des Verfassers gelehrte Untersuchungen über die Balladen Bürger's enthält, indem er an der Hand der vergleichenden Sagenkunde den Quellen nachforscht, aus denen Bürger theils wirklich schöpfte, theils geschöpft haben könnte. Von vorzüglichem Werth sind darunter namentlich die Forschungen über die Lenorensage, und was Pröhle von Bürger's weltberühmter, in alle gebildeten Sprachen übergegangener „Lenore“ sagt: „Bürger that mit seiner „Lenore“ einen meisterhaften Griff in einen ungeheuern Sagencomplex von ethischer Tiefe, der bis ins graueste Alterthum reicht“, das kann man im Grunde auch von dieser Pröhle'schen Untersuchung sagen. In einem letzten Abschnitt des Buchs bringt Pröhle eine Reihe von Gedichten Bürger's, namentlich Epigramme, die zum Theil mit den Unterschriften: Anonymus, Krittelholtz, Sansculotte, Schofelschreck und Menschenschreck im „Göttingischen Musenalmanach“ erschienen und in den Ausgaben seiner Gedichte nicht enthalten sind, wieder zum Abdruck. Es ist größtentheils werthlos roher Abhub, über den wir nicht zu Gericht sitzen wollen, da Bürger selbst ihn zu ewiger Vergessenheit verdammt, und es fragt sich in der That, ob es sich mit dem Respect vor den Namen eines Dichters verträgt, solche vom Dichter selbst verworfene Richtigkeiten durch den Druck zu erneuern und zu verewigen. Das große Publicum kann dadurch leicht über die eigentliche Bedeutung des Dichters irre geführt werden, während der Literarhistoriker, oder sagen wir vielmehr der Liebhaber literarischer Curiositäten, dem es darum zu thun ist sie kennen zu lernen, die Quellen selbst auffuchen mag. Am interessantesten war uns darunter das Gedicht „Klage um Cartho“, weil es beweist, daß auch Bürger vorübergehend der damals umgehenden Ossianomanie huldigte.

Die Verdienste Bürger's als Dichter hat der Verfasser in den meisten Stücken gerecht gewürdigt; bei der Beurtheilung seiner Sitten und Verirrungen macht sich aber vielfach jener absprechende Rigorismus geltend, welcher der kritischen Schule eigen ist, der Pröhle anzugehören oder zuzunehmen scheint. Das selbstschmeichlerische Gefühl sittlicher Superiorität ist freilich den meisten Menschen eigen, und die Reizung, über die Handlungen der Nebenmenschen kurzweg den Stab zu brechen, sehr verbreitet. Aber selbst der Criminalrichter hält es für seine Pflicht, bei gerichtlichen Proceuren mildernde Umstände in Rechnung zu bringen, während manche unserer Kritiker und Literarhistoriker sich das Recht angemast zu

haben scheinen, immer nur das Schlimmste herauszuleh-
ren und Personen, die aus ihrem Grabe heraus sich nicht
mehr vertheidigen können, an den Pranger zu stellen.
Man würde einen Geistlichen, der sich solche Verdamm-
ungsurtheile gegen bestimmte Individuen auf der Kanzel
gestattete, des Zelotismus beschuldigen und Wehe über
ihn rufen, und gewiß wirkt doch die Schrift auf weitere
Kreise und in fernere Zeiten als das gesprochene Wort.
Inwiefern freilich das Amt des Sittenrichters mit dem
des Schrifttrichters Hand in Hand zu gehen habe, muß
jedem sein eigenes Gewissen sagen. Pröhle's Darstellungs-
weise ist einfach, klar, verständig, ohne Affectation, aber
es fehlt ihr an Leben, Wärme und Anmuth; aus Ab-
neigung gegen alle decorativen Hülfsmittel des Stils
zieht es der Verfasser vor, lieber trocken bis zur Nüch-
ternheit zu sein, und hier und da versinkt er sogar ins
Platte und Gemeine; er läßt z. B. den Dichter in dem
„Lohse, der ihn bei der Berührung einer elenden Dirne
(Lise Hahn) besudelte“, verkommen, und bemerkt bald
darauf: „Müller (der Verfasser des Romans »Bürger«)
ist dabei als Dichter begegnet, was Bürger als Men-
schen: nachdem das Abnorme in dem Verhältnisse zu der
reizenden Molly verdaut ist, haben sie etwas starken
Lobal nöthig und erkennen weder Tod noch Teufel
mehr.“ Das sind Ausdrücke, die man an einem sonst
so verdienstvollen Forscher und Literaturhistoriker nicht stark
genug tadeln kann. Wir wünschen nicht, daß sich die un-
geschobelten Kraftausdrücke gewisser Dorfgeschichtschreiber
nun auch noch in die Literaturgeschichte verpflanzen.

Ueber die neue Ausgabe der Gedichte Hölty's kön-
nen wir uns wol kurz fassen, da sich an Hölty's dichte-
risches und literarisches Wirken nicht dieselben weiten
literarhistorischen Perspektiven knüpfen wie an dasjenige
Bürger's, und über sein einfaches Leben, das im eigent-
lichen Sinne des Wortes ein Stillleben war, nicht
viel neue Enthüllungen beigebracht werden konnten. Je-
denfalls freuen wir uns dieser neuen Ausgabe. Möge
sie jungen Leuten ein gleich treuer Freund und Begleiter
sein, als die alte Wos'sche und in jenen glücklichen Ta-
gen, wo Hölty's Lied „Wer wollte sich mit Grillen pla-
gen?“ noch ungetrübten Anklang im Herzen findet, auf
unsern Spaziergängen war. Entspricht doch die Hölty's-
che Poesie so sehr dem Charakter des norddeutschen Flach-
landes! Nirgends zwar haftet das Auge auf einem er-
habenen Gegenstand, einer großartigen Scenerie, einer
gewaltigen hochstrebenden Gebirgsmasse, einem Complex
tiefer dunkler Abgründe, einem stürmisch dahervirbelnden
Sturzbach; heiter und offen liegt die Gegend da, und
gern lenkt man seine Schritte nach jenem kaum merkbar
von der Fläche sich abhebenden, mit Heidekraut bewach-
senen Hügel, nach jenem stillen mit einfachen Feldblu-
men gesähten Wiesengrund, nach jenem freundlichen Er-
lenbusch, den eine leise murmelnde Quelle durchrieselt,
nach jenem Rain zwischen zwei läppig wogenden Korn-
feldern, aus denen Lerchen wirbelnd in das heitere Blau
des sommerlichen Himmels emporsteigen. Und zur Zeit,

wenn die Sonne zu Rüste geht und die bläulichen Heer-
den nach dem stillen Dörfchen heimwärts ziehen, wenn
alle Gegenstände und des Wandernden eigener Körper
lange riesenhafte Schatten über die duftige thauige Wie-
senfläche werfen, in welche neue Reize kleidet sich dann
die reinliche Gegend, über die das Abendroth, das hier
so schön und farbig ist als irgendwo, seinen Verklärungs-
schimmer wirft! Oder man träumt in späterer Abend-
zeit in der Laube „kühl und grün“, während der Mond
so hell, „wie er durch Adam's Bäume schien“, die dich-
ten Blätterkronen der Linden in Silberfarbe hüllt und
aus dem nahen Hain die Nachtigall in langgezogenen
Tönen ihre sehnüchtigen Melodien flötet. Liegt in diesen
einfachen Elementen nicht auch eine Fülle von Poesie?

Wir freuen uns auch, daß diese neue Ausgabe in die
rechten Hände gekommen ist. Der sie besorgte, Friedrich
Voigts, ist ein Landsmann Hölty's und hat seinen Sym-
pathien für den Dichter schon früher in seinem mit Bei-
fall aufgenommenen Roman „Hölty“ Ausdruck gegeben.
Er hat in die fleißig zusammengestellte biographische Ein-
leitung, mit welcher er diese neueste Ausgabe verfaß, die
Hauptmomente der frühern Biographie Hölty's von Wos,
eine der liebenswürdigsten Biographien, die wir kennen,
im Ganzen geschickt verwebt; doch hätten wir fast ge-
wünscht, er möchte darin umfangreichere Auszüge aus
der Wos'schen Biographie, und zwar mit Wos' eigenen
Worten, gegeben haben. Denn was an dieser ältern
Lebensbeschreibung so reizend ist, das ist die Naivetät,
womit sie abgefaßt ist, während in Voigts' Bemerkun-
gen doch bisweilen Spuren jener kritischen Reflexion zu
Tage kommen, wie sie den Modernen eigen zu sein pflegt.
Gleich in den Eingangsworten lag für uns etwas Stö-
rendes in der Betrachtung, ob Hölty ein großer Dichter
gewesen. Voigts kommt dabei zu dem Schluß, Hölty
sei zwar bei weitem kein mittelmäßiger Dichter, aber er
sei auch kein großer Dichter gewesen; dies zu werden
sei ihm durch das Geschick nicht genug Zeit gelassen
worden. Wie aber, wenn wir dreist genug sind, zu be-
haupten, daß Hölty, wofür ihn ja selbst Nikolaus Lenau
erkannte, wirklich ein großer Dichter gewesen, d. h. in
seinem Genre? Sein Genre war klein, aber in diesem
Genre war Hölty groß, vielleicht der größte Dichter
für den unverkünstelten und doch correcten Ausdruck der
primitivsten Empfindungen, den wir Deutsche bis auf
den heutigen Tag gehabt haben. Am Schluß freilich
bemerkt Voigts:

Möge dieses Werkchen überall willkommen sein! Es ist
wol eine andere Zeit als vor 80 Jahren; andere Namen sind
bekannt geworden und geachtet. Selbst andere der Poesie fern
liegende Gegenstände beschäftigen die Geister angelegentlich.
Dennoch sehen wir von Jahr zu Jahr die Dichter mit den
Gaben ihrer Muse hervortreten, und wenn diese Erscheinung
als ein Zeichen angesehen werden darf, daß überall in deut-
schen Landen eine, fast möchte man meinen, stille Gemeinde
fortlebt, die den Gaben der Muse huldigt, so werden die Glie-
der dieser Gemeinde gewiß auch einen Dichter freundlich be-
grüßen, dem es nicht vergönnt sein sollte, ein großer Dichter
zu werden, der aber bis zu seinem letzten Athemzuge Gedanken
und Empfindungen in Liedern ausströmte, die Herz und Ge-

müth unjerer Borältern erfüllt. Herz und Gemüth find in Deutschland unverändert geblieben durch allen Wechsel der Zeit!

In der Annahme, daß dieser neuen freundlich ausgestatteten Ausgabe der Hölty'schen Gedichte die warmen Sympathien jener „stillen Gemeinde“ nicht fehlen werden, wird, wie wir hoffen, der Herausgeber sich nicht getäuscht haben. In einem Prospect bezeichnet die Verlagshandlung als nächste Veranlassung zu dieser neuen Ausgabe „gerade die Theilnahme, welche Hölty in der jüngsten Zeit bei der Jugend Hannovers hervorrief, die dem vor 80 Jahren verstorbenen Dichter in der Aula des neuen Schulgebäudes ein Denkmal der Erinnerung in einer Marmorbüste stiftete, deren Kosten von Beiträgen der Zöglinge des Lyceums bestritten wurden“.

Unter die wenigen Beiträge, welche die neuere Zeit zu Hölty's Lebensgeschichte geliefert hat, gehören die Briefe Hölty's an seinen Vater, welche Pruz „Deutsches Museum“ seinerzeit veröffentlichte. Auch Voigt bezieht sich einigemal auf sie und druckt unter Anderm folgende Stelle aus dem Briefe vom 6. Februar 1775 ab:

Ich halte Hamburg für den bequemsten Ort, mich daselbst so lange aufzuhalten, bis sich eine Gelegenheit zur Beförderung darbietet. Der Gelehrte wird daselbst sehr geehrt, und findet Zutritt zu angenehmen Gesellschaften, wo er Menschenkenntniß einsammeln kann.

Aus freien Stücken würde heutzutage wol kaum ein Dichter die Metropole des deutschen Handels nicht des deutschen Idealismus zum Aufenthalt wählen. Auch eine oder die andere mündliche Mittheilung, die sich in der Hölty'schen Familie forterbte, konnte Voigt benutzen, darunter eine, welche ihm der Propst Hölty in Uelzen berichtete. Hiernach habe eine vornehme Dame in Nordhausen, welche früher mehre Hölty'sche Gedichte, darunter das bekannte Lied „Wer wollte sich mit Grillen plagen?“ componirt hatte, an den damaligen Amtmann Meister in Mariensee eine ansehnliche Summe eingesendet, um damit in geeigneter Weise den noch lebenden Dichter zu unterstützen. Das Geld traf aber erst ein, als Hölty schon einige Tage todt war, und wurde seinem Bruder geschenkt. Später wird berichtet, und unsers Wissens findet sich diese Mittheilung schon bei Voss, daß während der letzten Krankheit Hölty's Madame Büsch in Hamburg von Freunden der Hölty'schen Muse 50 Thaler zusammenbrachte und nach Hannover sandte. Der Dichter aber war schon todt, und das Geld wurde nun für seinen Bruder Levin bestimmt. Sollte die Hölty'sche Familientradition von jener anonymen Dame in Nordhausen nicht auf einer Verwechslung mit dem factisch beglaubigten Freundschaftsact der Hamburgerin Büsch beruhen? Zu bemerken ist, daß, wie Voigt selbst bemerkt, der gewissenhafte Förders nur die Reichardt'sche Composition des obengenannten Liedes anführt, von einer zweiten Composition desselben aber nichts weiß.

Dankenswerth ist ein Anhang älterer Lesarten und eine Nachlese von Gedichten, welche in der frühern Voss'schen Ausgabe nicht enthalten sind, darunter folgendes zarte:

An ein Johanniswürmchen.

Helle den Rasen, lieber Glühwurm, helle
Diese wankenden Blumen, wo mein Mädchen
Abendschlummer schlummerte, wo ich ihre
Träume belauschte.

Helle den Rasen, lieber Glühwurm, daß ich
Sede wankende Frühlingsblume küsse,
Jedes Silberglöckchen des grünen Rasens
Fülle mit Thränen.

Welche Melodie und welcher Wohlklang der sapphischen Ode auch im Deutschen eigen sein kann, wenn man sie dem Genius und dem Tonfall der deutschen Sprache anpaßt, beweist sich an dieser kleinen Ode, und gewiß würden die so glücklich bei uns eingeführten antiken Werbmaße nicht so sehr außer Brauch gekommen sein, wenn nicht später philologische Dichter sie durch den grillenhaften Zwang, den sie ihnen auflegten, zuletzt dem deutschen Ohre unerträglich gemacht hätten. Ob Voigt wohlgethan, auch die cynischen Parodien „Petrarchische Bettlerode“ und „Bardengesang“ der Ausgabe einzuverleiben, könnte bestritten werden, obschon wir ihm zugeben, daß diese Producte auch ein „Spiegel der Zeit“ seien. Sie waren jedoch nur Einfälle des Augenblicks, Späße, welche der göttinger Freundeskreis wahrscheinlich gemeinsam ausbedachte, obwohl Hölty sie geformt oder doch gefeilt haben mag. Aber gerade in einer Ausgabe Hölty'scher Gedichte möchte man nur Reines beisammenhaben und keinem störenden häßlichen Misclaut begegnen.

Germaun Marggraf.

Die Natur der Erde im Großen und Ganzen betrachtet.

Es hat der Naturwissenschaft zu keiner Zeit das Streben nach höherer allgemeiner Anschauung gefehlt. Sie wußte sich während des Vertiefens in das Einzelne und Kleine immer auch auf den Höhepunkt zu stellen, von wo aus eine Umschau über einen großen Theil oder über das Ganze der erforschten Schöpfung möglich war. Diese bald kosmische, bald philosophische Begründung der Wissenschaft hat sich als ein Erfahrungsnaturgesetz des menschlichen Geistes herausgestellt, wir müssen sie als etwas Wesentliches, Nothwendiges ansehen und entgegennehmen. Auch unsere Gegenwart ist wieder recht reich an dieser generellen Betrachtung und Erforschung der Natur. Und wir haben Glück gehabt, denn die ausgezeichnetesten Denker, die Männer von dem umfangreichsten, gediegensten Wissen haben sich mit ganzer Kraft und Hingebung an diese höchste Aufgabe der Naturforschung gemacht und Bewundernswürdiges geleistet. Dazu wollen wir uns Glück wünschen, ohne uns dadurch verstimmen zu lassen, daß nicht Alles vortrefflich und gut ist, daß nicht immer nur Fachmänner von innerm Beruf Hand angelegt haben, daß sogar viele einseitig und oberflächlich gebildete Schriftsteller das erhabene Thema leichtfertig beschmutzt und unwürdig bespöttelt haben. Wo schöne Blumen gezogen werden, muß man sich auch auf Unkraut gefaßt machen. Die Welt des Menschengesistes ist überhaupt wie die Welt der materiellen Natur, eine großartige bunte Mannichfaltigkeit, in welcher der Rasstab des Guten, Schönen und Nützlichen von sehr hoher Bedeutung ist, aber doch nie ausschließlich allein regieren darf, weil sonst unser Urtheil und Wissen, unsere ganze Weltanschauung nie eine wahrhaft freie, nie eine wirklich humane sein würde. Wie kann der Naturforscher die große Fülle von scheinbar unnützen,